

Kollegin, die sich unlängst aus dem zwölften Stock stürzen wollte, aber leider „das verflixte Fenster nicht aufgekriegt“ hat. Die gelungene Pointe – so der erste erkennbare Jungregie-Trend – ist oberstes Gebot. Inszeniert werden genau genommen keine Texte, sondern Lacher. Eine Tatsache, die verzeihlich wäre, wenn das Festivalmotto „Wie hältst du’s mit dem ‚Quatsch Comedy Club‘?“ hieße und die Nachwuchsregisseure um die

gesellschaftliche Brisanz“ der eigenen Wohn-gemeinschaft überschreitet. Man ist also schon drauf und dran, die WG-Dramatik zähneknirschend zum zweiten Trend des Theaters von morgen auszurufen, als plötzlich zwei Lichtgestalten auftauchen: Bertolt Brecht und Helene Weigel! Simone Eisenring und Milo Rau haben die Altvorde- ren der Avantgarde auserkoren, um selbst- ironisch ihre Position als Theatermacher zu



Eva-Maria Damasko als Eurydike in Anna Malunats „Ich habe dich immer nur geliebt“. Foto Th. Aurin

Leistungsschau

Das Festival Freischwimmer – Plattform für den Theaternachwuchs startet an den Sophiensælen Berlin (20. bis 29. Oktober) von Christine Wahl

Die Mittzwanzigerin aus Dariusch Yazdkhastis Performance „Exil (oder von der Abschaffung der Gegenwart)“ hat ein veritables Problem: „Ich will bleiben für immer sechzehn, kleine süße sechzehn“, haucht sie in französischem Akzent in ein Mikrofon und nestelt wechselweise an ihrer Blondhaar-perücke und ihrem Ledermini. Gut, dass sie uns vorher versichert hatte, sie sei „kein Mäuschen“. Das wäre uns nämlich unter Umständen entgangen. Wir befinden uns in einer der Eröffnungspremieren zum Festival Freischwimmer, einer Leistungsschau für Nachwuchsregisseure der Freien Theaterszene. Und wir ahnen nicht, wie oft uns das Antimäuschen in den kommenden Tagen noch begegnen wird. Als es einen bulimischen Anfall erleidet und wirkungsbewusst neben seine Plateaustiefel kotzt, enttarnt es sich beispielsweise als Wahlverwandte der Sportsfreundinnen aus Kerstin Lenharts Inszenierung von Felicia Zellers „Bier für Frauen“, einer Art Turnstunde mit höherem Anspruch, deren Texte angeblich real existierenden Biertrinkerinnen abgelauscht sind. Eine der Protagonistinnen, die sich hier abendfüllend an Sportgeräten zu schaffen machen, erzählt, wie sie beim Blowjob „aufeinmal kotzen“ musste. Das ist natürlich noch gar nichts gegen die Probleme ihrer

zwanzig wären. Ein Gutteil ist aber über dreißig, und gefragt waren Stoffe von „politischer oder gesellschaftlicher Brisanz“. Darüber hinaus haben die „Freischwimmer“ produzierenden Theater – die Sophiensæle Berlin, Kampnagel Hamburg, das Theaterhaus Gessnerallee Zürich und das Forum Freies Theater Düsseldorf – kaum Vorgaben gemacht. Die sechs Regisseure bzw. Teams, die sie aus über 60 Bewerbungen auswählten, mit einem Produktionsbudget ausgestattet und bis Mitte Mai des kommenden Jahres in allen vier Theatern präsentieren werden, sollten sich lediglich mit Ulrich Schneiders Bühnenbild – einer variablen Lichtinstallation – arrangieren und auf eine Spieldauer von 60 Minuten beschränken können. Mehr als genug für Lenhart und Yazdkhasti: Jene Art vorgeblicher Gesellschaftskritik, die die Darstellung von Defiziten mit ihrer gut gelaunten Abbildung verwechselt, ist schnell verbraucht. Ausreichend Zeit auch für das, was uns Martin Clausen mit seinem fröhlich um die Kluft zwischen Wille, Wirklichkeit und Machtritualen kreisenden Beitrag „Kann man können wollen“ zu sagen hat. Zwar bestärkt uns diese Performance in der Erkenntnis, dass ein fähiger Schauspieler selbst in der Rolle des unterwürfigen Cockerspiels eine gute Figur macht. Doch ebenso wenig wie bei Lenhart und Yazdkhasti gibt es hier irgendetwas zu dechiffrieren, was die „politische oder

bespiegeln und mit den politischen Diskursansprüchen gleich die ganze Theatertradition zwischen Lehrstück und zeitnaher „Motorrad-Performance“ zu dekonstruieren. Entgegen den Brecht’schen Vorstellungen vom kritisch denkenden Zuschauer hängt man dem grantelnden „Bert“ und seiner geschäftigen „Heli“ allerdings einfach nur selig an den Lippen. Nicht, weil einen die Performance „Bei Anruf Avantgarde! (Schade, dass es nicht geklappt hat)“ bis ins letzte Detail überzeugt, sondern weil man froh ist, dass überhaupt mal jemand den Dunstkreis von Nullbockigkeit, Sodbrennen beim Müsli-Essen und nicht zustande gekommenen One-Night-Stands verlassen hat. Und dann, plötzlich reißt der WG-Horizont gänzlich auf: Ausgerechnet die Allerjüngsten – die 25-jährige Regisseurin Anna Malunat sowie ihre unwesentlich älteren Kollegen Melanie Mohren und Bernhard Herbordt – retten am letzten Abend den Ruf ihrer Branche bzw. ihrer Generation. Mohrens und Herbordts „Wonderland“ – eine theatrale Installation, die gewitzt mit dem Abwesenden, dem Inexistenten, mit verworfenen Möglichkeiten und unerschlossenen Utopiereservaten spielt und uns für jede Bühnenaktion zig denkbare Alternativen ins Bewusstsein ruft – ist nicht nur wegen ihrer gesellschaftspolitischen Implikationen bemerkenswert. Im Gegensatz zu den überraschend konventionellen Vorgängerbeiträgen geht „Wonderland“

auch ästhetische Wagnisse ein: Der Diskurs über die gesammelten Alternativen dient hier als Einfallstor für eine experimentelle Genremixtur, die vom musikfreien Tanztheater übers zerdehnte Video bis zur verzerrten Klangcollage reicht. Sicher: Das ist anstrengend. Aber nach der Gefälligkeit und Gefallsucht der Vorabende wird Sperrigkeit zum Hochgenuss!

Anna Malunat schließlich klopft in ihrer Inszenierung „Ich habe dich immer nur geliebt“ den Eurydike-Mythos ab und entdeckt die Schattenfrau, die ihren Gatten stumm leidend zu musischen Höchstleistungen inspiriert, in nahezu jedem Frauentyp unserer angeblich durchemanzipierten Gegenwart. Die Bühne hängt voller Frauenkleider, die die Schauspielerin Eva-Maria Damasko nacheinander anprobiert – vom T-Shirt der verhuschten Studentin für „provinzialrömische Archäologie“ bis zur geschiedenen Mittvierzigerin mit „intaktem Freundeskreis“. Ihren hintergründigen Witz (nicht ihre beifallheischende Pointe) gewinnt Malunats Mythenvergegenwärtigung dadurch, dass die Schauspielerin auf Schritt und Tritt von einem Kameramann verfolgt wird, der missliebige Modelle umgehend mit Aufmerksamkeitsentzug straft. Der spielerische Flirt mit Mann und Bühne geht unmerklich in eine Casting-, eine Partnervermittlungs- oder ein Jobgesprächssituation über (was man ja leider auch im wahren Leben nicht immer unterscheiden kann): Wir sehen eine weibliche Dauerbewerbungsperformance, die weit weg vom Mäuschen und schmerzhaft nah an der Wirklichkeit ist.